Schwangerschaft, der Geburt und des Wochenbettes gewährleistet. Wöchnerinnen, die im letzten Jahre vor der Geburt des Kindes auf Grunde der Reichsversicherung oder bei einer knappschaftlichen Kasse gegen Krankheit versichert waren, erhalten ein Wochengeld in Höhe des Krankengeldes für 8 Wochen, von denen mindestens 6 Wochen in die Zeit nach der Entbindung fallen müssen. Für Mitglieder der Landkrankenkassen, die nicht der Gewerbeordnung unterstehen, wird das Wochengeld 4—8 Wochen gezahlt.

Heiratet eine Arbeiterin, wodurch sie für die Dauer der Versicherung aufhört, so soll sie trotzdem nicht aus der Krankenkasse austreten, denn dadurch verliert sie alle Rechte. Die Unterstützung ist ihr gerade am nötigsten, wenn das Kind geboren wird. In allen Fragen des Rechts erteilt die Mutter kostenlos Auskunft von den Ortspolizeibehörden (Amtsvorsteher).

Aus der Welt der Frau.

Ein weiblicher Soldat in Alt-Nürnberg.

Die Stunde, daß die Gattin eines österreichischen Oberstleutnants mit diesem ins Feld ging und dort erfolgreich an den Kämpfen teilnahm, erweckt, wie die neueste Nummer des „Vaterland" schreibt, die Erinnerung an eine Nürnbergerin des 18. Jahrhunderts, die zwar nicht in den Krieg zog, aber durch ein militärisches Abenteuer die ganze Stadt rebellisch machte.

Frau Barbara Helena Körndlein, die Witwe eines Drahtziehers, der zugleich Konduktteur bei den städtischen Kostüdolern (wie dazumal die Artillerie hieß) war, war es, die am 16. September 1792 eine Stunde vor Sonnenaufgang auf der Nürnberger Hauptwache am Fünfertor erschien, um — auf Posten zu ziehen. Wie sie dem nicht wenig erstaunten wachhabenden Offizier klar machte, war ihr die Entrichtung des auch von den Weibern zu leistenden „Wachgeldes" zu viel geworden, und so wolle sie, um zu sparen, fortan persönlich Wachdienst beim Bürgermilitär tun. In der alten Reichsstadt war nämlich, wie es in der „guten alten Zeit" auch sonst vorkam, jeder Bürger zum Wachdienst verpflichtet, konnte sich aber davon durch Zahlung des sogenannten Wachgeldes loskaufen. Das immerhin Merkwürdige war nun, daß dies Freigerd auch von den Witwen erhoben wurde, und diese etwas ungerechtfertigte städtische Finanzoperation hatte Frau Barbara Körndlein allmählich so gekränkt, daß sie lieber selbst „schildern" als noch länger in den Beutel greifen wollte.

Auf der Wache versuchte man, dem „Frauenzimmer" die Sache auszureden, aber vergeblich. Der Nürnberger Kriegsobrist v. Gugel, dem der wachhabende Offizier schließlich in seiner Ratlosigkeit den Fall unterbreitete, entschied zum nicht geringen Entsetzen der Bürgerwehr, „daß, da in dem oberherrlichen Erlaß nicht ausgesprochen, wenn Witwen persönlich Wachdienst leisten wollen, sie nicht zugelassen werden sollen, so sieht das Kriegsamt sich nicht veranlaßt, den Willen der Körndlein zu beschränken und sie nicht auf die Wache ziehen zu lassen, es wird aber unverweilt Veranlassung genommen werden, die Sache vor den hohen Rat zu bringen." Somit war nichts zu machen, und Frau Barbara zog, „tramm in Reih und Glied marschierend", mit der Wachmannschaft auf. Unglücklicherweise war es gerade Sonntag, und die Nürnberger strömten in hellen Scharen zusammen, um den Wachposten im Unterrock anzufluchten und natürlich ihren Spaß damit zu machen. Der Unfug wurde so groß, daß der weibliche Soldat unter dem Gejohle der Menge schleunigst abgelöst werden mußte. Da die zelotische Frau Körndlein darinnäckig blieb und die Sache sich zum Stadtskandal auswuchs, griff der gestrenge Rat der freien Reichsstadt ein und erließ am 6. Oktober ein Dekret, wonach die v. p. Körndlein sich „nicht unterstehen" sollte, nochmals auf Wache zu ziehen, bei Strafe des Gefängnisses. Sie wurde auch tatsächlich eine Nacht ins „Weibereisen" gelegt, wollte aber trotzdem ihre militärische Betätigung nicht aufgeben. Nun entschied der Rat: „Die Scheibenzieherin Barbara Helena Körndlein ist in custodia ruhen zu lassen und zu erwarten, ob sie sich nicht eines besseren besinnen werde." Der schließliche Ausgang des merkwürdigen Handels ist nicht aktenmäßig festzustellen; jedenfalls aber scheint Frau Barbara mit ihrem harten Kopf durchgedrungen zu sein und sein Wachgeld mehr bezahlt zu haben.

Ein lebensvoller Stich im Germanischen Museum hat ihr Bild der Nachwelt erhalten: wie sie in Rock, Schürze und Haube schildert, das Gewehr in der Rechten, die Linke mit „stolzer Attitüde" in den um die nicht gerade schlanke Taille geschnallten Säbel gelegt. Sie war übrigens schon eine ältere Dame. Dasselbe Museum enthält auch die Darstellung einer als Soldat ins Feld gezogenen Franzosin 1800", von der leider außer dem Bilde nichts bekannt ist.

Die Dienstmütze.

Uns wird geschrieben:

Stolz tragen heute bei uns viele Tausende von Angehörigen des weiblichen Geschlechts die Dienstmütze als Straßenbahnschaffnerinnen, Fahrstuhlführerinnen, Briefträgerinnen, Türschließerinnen auf den Bahnhöfen, Bahnsteigschaffnerinnen, Streckenarbeiterinnen, Gas- und Wasserrevisorinnen usw. Die lange Dauer des Krieges, die notwendige Verstärkung der Truppen an der Front, der Etappentruppen, der Armierungssoldaten, hat so viele männliche Kräfte in Anspruch genommen, daß deren Ersatz durch weibliche Hilfskräfte erforderlich geworden ist. Man kann wohl sagen, daß alle diese zum Ersatz der Männer herangezogenen Vertreterinnen der holden Weiblichkeit in vorzüglicher Weise die Obliegenheiten erfüllen und ausfüllen, die mit der Ausübung der ihnen übertragenen Aemter verbunden sind. Nicht minder vollkommen füllen sie freilich ihre Dienstmützen aus: denn diese müssen nicht nur den Kopf ihrer Trägerinnen aufnehmen, sondern noch alles Drum und Dran, das sich der Mann gewöhnlich bis auf einige Millimeter wegschneiden läßt, während die Frau es beibehält und daraus eine mehr oder weniger kunstvolle Frisur gestaltet. Die Mützenhändler hatten anfänglich oft nicht so große Mützenweiten auf Lager, wie sie seitens mancher plötzlich mit amtlicher Diensteigenschaft ausgerüsteten Frauen erforderlich wurde; aber auch die Mützenhändler verstanden es, sich sofort den neuen Verhältnissen anzupassen.

So sieht man heute nicht wenige weibliche Köpfe mit einer Dienstmütze von einem solchen Umfange bekleidet, daß auch der stärkste und stolzeste Männerkopf darin völlig verschwinden würde. Da uns die letzten Wochen keine übermäßige Hitze brachten, so besonders sich die weiblichen Beamtinnen in den Attributen ihrer neuen Würde sehr wohl. Die Dienstmützen werden sie sich keine Wellenfrisur beilegen oder gar sich den Kopf kahl scheren lassen. Auch bei der Berliner Müllabfuhr sind an Stelle der Männer Frauen beschäftigt; diese tragen keine Dienstmützen, sondern umwickeln sich den Kopf mit einem Tuch, damit das Haar ihnen nicht vollgestaubt wird. Sie sind wohl die einzigen, die bisher einen Spitznamen — wohl zum Ersatz für die Dienstmützen — erhalten haben; sie heißen die schönen Müllerinnen. Unter den Dienstmützenträgerinnen befinden sich diese, die vorher schon unter die Haube gekommen waren; aber für die, bei denen dies noch nicht der Fall war, gilt freilich, daß es keinesfalls für ein Mitglied des weiblichen Geschlechts jedenfalls leichter ist, unter die Dienstmütze als unter die Haube zu kommen . . .

Das Toiletten-Budget der Pariserin im Kriege.

Unter dem Titel „Wie lebe ich ohne Vermögen?" veröffentlicht eine Dame der Pariser Gesellschaft ein Buch, das allen Frauen als Wegweiser dienen soll, deren Geldverhältnisse unter dem Kriege gelitten haben. Die Verfasserin, die sich geheimnisvoll „Nada" nennt, erörtert alle Einzelheiten des Haushaltes — Dienstbotenfrage, täglichs Einkäufe, Küche, Wäsche, Beleuchtung, Heizung u. s. f. — und äußert sich dann über die den Damen aller Länder so sehr am Herzen liegende Toilettenfrage: „Um Frühjahr lasse ich mir bei einem erstklassigen Schneider ein Kostüm für 300 Frs. machen. Dieses Kostüm, je nach Bedarf mit Röcken aus feinem Leinen oder Seide getragen, ist für Rennen, Besuche usw. bestimmt. Im Winter lasse ich dieses Kostüm von einem feinen billigen Schneider abzeichnen und erhalte so ein zweites Kostüm aus dunklem Wollstoff zum Preise von 100 Frs. Mit Hinzufügung eines Kragens und kleiner Besatzbrämungen, wie jede Frau sie besitzt, kommen man damit während des ganzen Winters aus. Ein moderner Sommerhut und ein Winterhut aus Seide kosten zusammen 100 Frs. selbst wenn man sie in einem erstklassigen Hause kauft. Bisher also wurde die Summe von 500 Frs. erreicht, und damit ist die eigentliche Toilette geschaffen, Handschuhe, Strümpfe, Schuhe und Kleider für ein Jahr kosten 100 Frs. Macht zusammen 600 Frs. — also 50 Frs. (40 Mark) monatlich." Und damit, meine „Nada", müßte ein liebender Gatte sich wohl einverstanden erklären . . .

Die Königin von England gegen die Zigaretten.

Die Königin von England läßt es sich zwar mit regem Eifer angelegen sein, die englischen Soldaten an der Front mit Tabak und Zigaretten zu versehen. Aber wenn sie auch gegen die rauchenden Männer nichts einzuwenden hat, so hat sie dafür umso lebhafteren Abscheu vor rauchenden Damen. Diese Abneigung, die sie schon als Prinzessin von Wales hatte, hat einmal zu einer recht unerquicklichen Situation geführt. Die Prinzessin weilte damals bei einer hochstehenden amerikanischen Dame zu Besuch. Unmittelbar nach dem Diner zündeten sich einige rauchende Damen, die von der Abneigung des erlauchten Gastes keine Kenntnis hatten, in aller Harmlosigkeit ihre Zigaretten an. Die Prinzessin erhob sich daraufhin sofort und blieb stehen, was nach dem Gebot der Höflichkeit die Folge hatte, daß auch alle anwesenden Damen, einschließlich der rauchenden Uebeltäterinnen, dem Beispiel der Prinzessin folgen und stehen mußten. Die Lage wurde schon recht unbehaglich, als die Gastgeberin den Grund der Verstimmung der Prinzessin um ihres Behaltens zu ahnen begann. Sie gab deshalb den Damen einen Wink, die Zigaretten wegzulegen. Und daß sie die Gedanken der Prinzessin erraten hatte, bewies ihr die Tatsache, daß sie sofort wieder Platz nahm, als die Raucherinnen die Zigaretten weggelegt hatten. Aber die Lektion hatte den beabsichtigten Erfolg. Der Prinzessin blieb von dieser Zeit an der Anblick rauchender Damen erspart.

Nahezu 4000 Studentinnen

waren in diesem Sommerhalbjahr an deutschen Universitäten eingeschrieben — innerhalb 10 Jahren hat sich die Zahl der weiblichen Studierenden um etwa 100 zu der heutigen Höhe gehoben. Obwohl auch jetzt mehrere hundert Frauen beurlaubt sind, um sich in der Kriegsfürsorge zu betätigen, erweist sich das Frauenstudium angesichts der großen Zahl von Studenten, die im Felde stehen, als von sehr erheblicher Bedeutung in manchen Kollegs bilden die Frauen eine überwiegende Mehrheit. Im Zusammenhang mit dieser Feststellung ist auch die Tatsache erwähnenswert, daß es in jüngster Zeit einige Male Schlußprüfungen der Prima gegeben hat, bei denen von der ganzen Coeducationsklasse nur noch weibliche Schüler zum Abiturium kamen, da all die männlichen Mitschüler die Reifeprüfung bestanden hatten und ins Feld gezogen waren.

Knackmandeln.

Lösung der rätselhaften Inschrift in Nr. 32: „Ueberlegen macht überlegen".

Richtige Lösungen gingen ein 44. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 46. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Hans Stüwe, Werner Kirsten, Hans Herz, Fritz Buschmann, Reinhold Schmalz, Frau E. Saalfeld, Fr. Kühler, Fritz Dietz, Kurt Linke, Frau El. Altenkirch, Frau Rudel, A. Schellenberg, Oskar Hanke, Walter Schmidt, Frz. Thiele, M. Jenzsch, Frida Ruloff, Elfe Lüders, Gerhard Strube, Käthe Brettke, Hermann Sachs, Lotte Hammerschlag, Hans Kölysch, Rudolph Kolysch, Gustav Grunicke, Karl Engeling, Frau Berta Rudolph, Heinrich Stück, Arnold Hielscher, Frau Hagemann, Marie Böttcher, Paul Ganzer, August Hüller, Georg Hüber;

von auswärts: Oskar Dietrich, Wernigerode, Hanni Pfeffer, Leimbach, Werner Pfeffer, Leimbach, H. Poppe, Heldrungen, Lotte Kunz, Beesenlaublingen, M. Burmann, Merseburg, F. Heergesselle, Pärbig, Emma Meßner, Altena, Fr. Schmidt, Merseburg, Hertha Martin, Gerbstedt, Elly Martin, Gerbstedt.

Die Prämie: Wer tat's? Roman von Konrad Telman,

entlief auf Lotte Kunz, Beesenlaublingen.

Tauschrätsel.

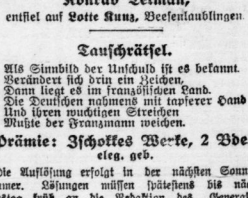
Als Simbild der Unschuld ist es bekannt.
Verändert sich drin ein Zeichen,
Dann liegt es im französischen Land.
Die Deutschen nahmen mit tapferer Hand
Und ihren wuchtigen Streichen
Mußte der Franzmann weichen.

Prämie: Jschokkes Werke, 2 Bde., eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeigers" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Zweizüger von R. Wolf in Heidelberg.



Weiß. (6+3)
Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 32.
Dreizüger.
W. Kh3, Lh5, Sc3, d4, T11, Ba3, b2, e3.
Schw. Kd3, b3.
1. Lg6+, Kd2; 2. Sd1, Ke1; 3. Sb3+ matt.
1. . . . ., Ke3:; 2. Sf3, Kf4; 3. Sc5+ matt.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Buck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Johannes Brunt, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 33 — Halle a. S., Sonntag, den 15. August — 1915

Der Krieg ist schrecklich, wie des Himmels Plagen,
Doch ist er gut, ist ein Geschick wie sie.
Schiller.

Ferien.

Von Wilhelm Scharrelmann.

Es waren wunderbare Tage gewesen, von Sonne durchglüht, von Sensenrauschen und Erntegesang erfüllt, von segelnden, weißen Wolken überglänzt, von nächtlichen Gewittern mit ihren grellen Blitzen und plötzlich herabrauschenden Regengüssen unterbrochen, von späten Sommerabenden verklärt, von weichen Winden zur Ruhe gewiegt — eine selige, sonnendurchleuchtete Zeit, die die Haut bräunte und das Herz in verhaltener Sehnsucht schwellen ließ.

Auf den Feldern standen noch die Roggenhocken in unübersehbaren Reihen, und in den letzten Tagen war auch die Heide aufgeblüht und hatte die Landschaft in einen weiten, schimmernden Teppich verwandelt, der durch die Kraft seiner Farben die Schönheit des blauen Sommerhimmels, der in kristallener Klarheit über dem weiten, stillen Land ausgespannt lag, verblassen ließ.

Am schönsten aber war es draußen am Rande des Kiefernwaldes, wo man weit über das Moor und die blühende Heide hinwegsah. Der Harzduft der Kiefern drang stark und würzig in die warme, trockne Luft hinaus, und die abgewurfenen Nadeln auf dem Waldboden schienen zu knistern vor Trockenheit und Wärme. Nirgends ließ sich so still und versonnen grübeln, halb im Heidekraut vergraben, den Kopf auf die untergeschobenen Arme gelegt, die Blicke in die Unendlichkeit des blauen Himmels verloren. — Ganze Nachmittage konnte Heinz dort zubringen und über alles mögliche nachsinnen, was ihm gerade beschäftigte. Aber am meisten dachte er über Meine nach.

Natürlich wollte er sie heiraten. Das war überhaupt selbstverständlich. Aber morgen würde er abreisen müssen, denn nächste Woche begann die Schule wieder, und es war das Unangenehmste, was die Ferien an sich hatten, daß auch sie einmal zu Ende gingen. Im Winter würde er für sein Abiturium arbeiten, und dann kam die Universität und schließlich das Staatsexamen. Natürlich. Aber eines Tages würde er wieder über die Heide kommen, bei seinem Onkel anklopfen und um Meine anhalten. Selbstverständlich.

Gesprochen hatte er ja allerdings mit ihr noch nicht darüber. Zuerst hatte er es von einem Tage zum andern hinausgeschoben und zuletzt endgültig auf den Tag seiner Abreise festgesetzt, der nun unverrückbar vor der Türe stand.

Er malte sich aus, wie es sein würde.

Einen Kniefall machte ja heute kein Mensch mehr. Das kam nur in alten, verlogenen Familienblattromanen vor. Nein, er würde sie bei der Hand nehmen, ungezwungen, als ob es das Natürlichste von der Welt wäre, und sagen — sagen — ja zum Henker, was sagte man denn in einem solchen Falle, ohne sich lächerlich zu machen?

Aber vielleicht würde es so gehen: „Meine", würde er sagen, „du wirst bemerkt haben, wenn du nur halbwegs ein Auge dafür hast — und ich weiß, daß du ein Auge dafür hast — daß ich, nun, daß ich — daß mit mir eine gewaltige Veränderung vor sich gegangen ist, seitdem ich hier bei Euch bin. Das Rätsel hat eine sehr einfache Lösung — (die Wendung gefiel ihm besonders) eine Lösung, die dich nicht allzu sehr überraschen wird — ich liebe dich!"

Alles andere würde sich finden, — wenn er nur erst einmal so weit war!

Einfacher war es ja schließlich, wenn er etwa ein Gedicht schrieb, das er ihr ins Gesangbuch stecken oder ihr während der Predigt über die Schulter in den Schoß werfen konnte, wenn er morgen früh wieder hinter ihr im Pfarrstuhl saß. Das mußte ganz gut gehen, wenn man den richtigen Moment abpaßte: Sobald Onkel Otto bei seiner Predigt einmal unvermutet die beschwörende Hand mit plötzlichem Klatschen auf die Bibel herabfallen ließ, oder wenn — wie am letzten Sonntag — eine der Schwalben, die im Pfarrhause nisteten, durch die offene Kirchtüre hereinkam und mit elegantem Flug um Kanzel, Altar und Empore strich, — daß man ihr unwillkürlich mit dem Auge folgte. Selbst die Heidebauern, die in ihren schwarzen Abendmahlröcken in ihren Kirchstühlen saßen, die braunen Gesichter ernst und andächtig auf die Kanzel gerichtet, fest und unbeweglich, wie aus Holz geschnitzt, hatten sich nach der Schwalbe umgesehen, wie sie mit fröhlichem zir — zit — durch das Schiff der Kirche gestrichen war.

Lächelnd ließ er sich den feinen, weichen Heidefand durch die Finger laufen.

Er malte sich die Szene genau aus. Er würde das Gedicht zu dem winzigsten Umfang zusammenfalten, der sich nur herstellen ließ und es ihr so in den Schoß werfen, daß sie es gleich mit der Hand bedecken konnte, ohne einen Augenblick ihre Augen von dem Vater abzuwenden, der von der Kanzel herab jede Bewegung verfolgen konnte, die man unten machte. Vielleicht würde sie dann am Schlusse, wenn das letzte Lied kam und Onkel Otto die Kanzel verließ, heimlich das Papier auseinanderfalten und lesen. Dann wußte sie alles, und er hatte es nachher einfacher, wenn er sich mit ihr über die Zukunft besprach.

Ach, es gab ja kein Mädchen, das so schön war, wie Meine. War der Name nicht schon köstlich? Wie aus einem Gedicht von Liliencron. Bei Liliencron gab es ja häufig Mädel, die Meine hießen, oder Trine, oder gar Stine. Warum auch nicht? Mußten denn die Mädels alle Wanda oder Charitas oder Hildegard heißen? He? Oder Alice, oder Annemarie, wie seine Mädchenbekanntschaften in der Stadt hießen? Die mit ihren hochtrabenden Namen und gerümpften Näschen, die sollten sich mal neben Meine stellen! Da würde man schon sehen, wem der Preis zukam. Und wenn sie auch zehnmal die Tochter eines Landpastors und seine Kusine war: Heiraten tat er sie doch einmal! Allen zum Trotz! Was ging es überhaupt andere an, wenn sie sich liebten? Mochten die reden, was sie wollten! —

Am anderen Morgen war das Wetter windig und kühl. Während der Nacht war Regen niedergegangen, und unter dem Himmel flogen graue, zerfetzte Wolken, wie vom Winde entführte, zerrissene Segel.

Heinz hatte es gründlich verschlafen. Er erwachte erst, als es auf dem Turm bereits läutete. Er hatte noch eben Zeit, sich hastig anzukleiden und fertig zu machen, als das „Gebimmel", wie er es nannte, von neuem einsetzte. Und nun war es die allerhöchste Zeit, hinüberzugehen.

Trotzdem er mit hungrigem Magen davonstürmte, kam er zu spät. Die Töne der Orgel tönten ihm bereits entgegen, als er über den regennassen Kirchhof schritt. Er hätte auch jetzt noch seinen Platz auffuchen können, aber er wollte nicht unter der Aufmerksamkeit der ganzen Gemeinde und Meines vorwurfsvoll auf ihn gerichteten Augen als Letzter sich durch die Bänke zwängen und zog es darum vor, durch den Turm auf die Empore zu klettern. Sehen konnte er Meine da allerdings lange nicht so gut. Aber von dort mußte sich das Gedicht ganz ausgezeichnet herunterwerfen lassen. Ueberhaupt eine geniale Idee! Daß er darauf nicht schon früher gekommen war! Die Empore schnitt gerade mit dem Pfarrstuhl ab, und wenn er den Eckplatz eroberte, mußte es gerade vorzüglich gehen!

Richtig. Der Platz war leer. Er drückte sich hinter dem Sitze des Kantors an der Orgel vorbei, der sich die Hornbrille auf der Nasenspitze, eben so weit beim Spielen zurückbog, daß er ihn leise mit den Schultern streifte.

Während er sein Gebet sprach, schielte er hinter dem Hut nach unten, wo Meine saß.

Und traute seinen Augen nicht.

Denn auf dem Platze hinter ihr, den er bisher an jedem Sonntag selbst eingenommen hatte, saß heute ein Unbekannter, ein städtisch gekleideter Herr, mit dünnem, geschleiteltem Haar und einem Zwicker, das Gesangbuch in der behandschuhten Rechten.

Ja, um alles in der Welt — wer war denn das? Ob das der Besuch war, der sich neulich angesagt hatte?

Ja, nun war es war jedenfalls mit der Geschichte nichts. Das war doch zu gefährlich. Der Mensch da unten mußte ja ohne Frage das Papier sehen, wenn es direkt vor seinen Augen herabfallen sollte, selbst wenn er einen besonders günstigen Augenblick erwischte.

Von der Predigt hörte er nicht ein Wort, trotzdem er, Aufmerksamkeit heuchelnd, zur Kanzel sah, wo Onkel Otto im schwarzen Talar, mit seiß sich bewegenden weißen Bäckchen stand, und mit seiner Stimme in die stille, kleine Kirche hineinsprach, laut und wuchtig, als habe er Schwerhörige vor sich. Von den hohen Fenstern fiel das Licht der Sonne, das eben wieder durch die Wolken brach, auf die alten, nachgedunkelten Bilder an den Wänden und erfüllte sie mit merkwürdigem Leben, glitt über die Brüstung der Empore und stand dann mit ruhigem Schein, in schräg gestellter, schimmernder Säule auf dem fließenbedeckten Fußboden. Ein Hahn krähte vom Pfarrhof her in die sonnendurchflutete Stille. Aber die Kirchentür war heute geschlossen und von den Schwalben, die draußen zwitschernd um den alten Turm vor die Fenster der Kirche schossen, konnte keine hinein und Heinz die Langeweile und den Aerger vertreiben, den er über den Eindringling da unten empfand.

Bei Tisch stellte Onkel Otto ihn dem Fremden vor:

„Heinz Kracht, mein Neffe — Herr Kandidat Dr. Baum".

Schweigend löffelte Heinz seine Suppe, während sich die anderen lebhaft unterhielten. Der Herr Dr. Baum wußte so viel zu erzählen und zu fragen und zu plaudern, daß man aus dem Lachen und Antwortgeben gar nicht herauskam.

Gedenktage der Woche.

15. Aug. 1740 * Der Dichter Matthias Claudius in Reinfeld († 1815).
1769 * Napoleon I. in Ajaccio († 1821).
1771 * Der engl. Dichter Sir Walter Scott in Edinburg († 1832).
16. Aug. 1795 * Der Komponist Heinrich Marschner in Zittau († 1861).
1832 * Der Philosoph Wilhelm Wundt in Neckarau.
1870 Prinz Friedrich Karl besiegt die Franzosen bei Vionville-Mars-la-Tour.
1899 † Der Chemiker Robert Wilhelm Bunsen in Heidelberg († 1811).
17. Aug. 1786 † Friedrich der Große im Schloß Sanssouci bei Potsdam († 1712).
* Der Chirurg Richard v. Volkmann (Leander) in Leipzig († 1889).
18. Aug. 1850 † Der franz. Schriftsteller Balzac in Paris († 1799).
1866 Gründung des Norddeutschen Bundes.
1870 Sieg König Wilhelms über die Franzosen unter Bazaine bei Gravelotte-St. Privat. Entscheidende Kämpfe bei Metz.
19. Aug. 1780 * Der franz. Dichter Béranger in Paris († 1857).
1819 † James Watt, Erfinder der Dampfmaschine, in Heathfield († 1736).
1837 * Der Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob in Haslach.
20. Aug. 1528 † Der Landsknechtführer Georg von Frundsberg zu Mindelheim in Schwaben († 1473).
1689 † Der Dichter Martin Opitz von Boberfeld in Danzig († 1597).
1854 † Der Philosoph Friedrich Wilhelm Josef v. Schelling in Bad Ragaz († 1775).
21. Aug. 1838 † Der Dichter Adalbert v. Chamisso in Berlin († 1781).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191508150/fragment/page=0001

Na ja, natürlich, das hatte er ja vorausgesehen. Der Herr Kandidat war der Mittelpunkt der Aufmerksamkeit und er war eine Nulle heute.

Nein, er wollte sich lieber gar keine Mühe geben und blieb wortkarg und in sich gekehrt.

Gleich nach der Mahlzeit stieg er auf sein Zimmer. Der Onkel bat ihn zu bleiben, aber „er wolle nicht stören", antwortete er mit ironischem Lächeln, wobei er sich wie ein Held vorkam, und empfahl sich.

Etwas verwundert sahen ihm die anderen nach. Mochten sie denken, was sie wollten, ihm war es egal, völlig egal.

Aufgeregt ging er eine Zeit lang im Zimmer auf und ab, von einem kindischen Trotz befallen, von einer förmlichen Wut, irgend etwas zu ersinnen, wodurch er ihnen beweisen konnte, wie egal ihm alles war, aber völlig egal!

Am einfachsten reiste er überhaupt jetzt gleich ab.

Vielleicht würde man doch hinterher eine Ahnung bekommen, wie sie ihn gequält hatten heute. Ja, einfach gequält, es gab kein anderes Wort dafür.

Eine Stunde später stand er im Wohnzimmer, um sich zu verabschieden.

„Nanu?", sagte der Onkel, der eben sein Mittagsschläfchen gemacht hatte und noch nicht recht umgänglich wieder war: „Nun schon? Ich meinte, du wolltest mit dem Abendzuge? Jetzt allein über die Heide laufen? Und ohne Geleit? Warte doch, Mine und Kandidat Baum bringen dich nachher ein wenig hin. Da wird der Weg nicht lang."

Der Kandidat und immer wieder der Kandidat! „Nein, ich habe es anders überlegt", sagte er. „Es sei ja auch gleichgültig. Die paar Stunden, die er noch bleiben könne.

Ob er denn nicht wenigstens erst die Kaffeestunde abwarten wolle?

Nein, er fürchte, den Abendzug dann nicht mehr zu erreichen.

„Na, dann Gott befohlen! Und auf Wiedersehn im nächsten Jahre! —"

Ob Mine im Garten sei?

Nein, sie sei mit dem Kandidaten vorhin in die Heide gegangen, um ihm das Hünengrab zu zeigen. Vielleicht begegne er den beiden noch? Wenn er die Augen offen halte, könne er sie ja nicht verfehlen.

Als er in den Garten hinauskam, reute es ihn doch, so eilig aufgebrochen zu sein. Es war eine regelrechte Dummheit gewesen, sich selbst eigenhändig um die Nachmittagsstunden zu bringen. Aber der Tag, der nichts als Enttäuschungen gebracht hatte, war doch einmal unrettbar verdorben. Vielleicht war es auch Mine am liebsten, wenn sie ihn nicht mehr sah. Er redete sich in eine wahre Märtyrerstimmung hinein, kam sich wie ein Ausgestoßener vor und wünschte nichts sehnlicher, als unbemerkt davonzukommen. Vielleicht würde es ihr dann am ehesten aufgehen, wie er heute um sie gelitten hatte.

Plötzlich sah er die beiden drüben über die Heide kommen. Deutlich zeichneten sich die Silhouetten von dem grauen Himmel ab.

Es gab ihm einen Stich durchs Herz, als er sie sah. Wirklich? Gingen sie nicht Hand in Hand? Oder täuschte er sich?

Ah! Standen die Dinge so?

Er hastete, daß ihm der Atem ausging, um weiterzukommen, nicht mehr ihnen gesehen zu werden. Aber es schien unmöglich. Nach seiner Berechnung mußte er ihnen geradewegs in die Arme laufen.

Da bog er vom Wege ab, warf sich, durch ein paar Birkenbüsche gedeckt, gedückt ins Heidekraut, und wartete herzklopfend, daß sie vorübergehen würden.

Jetzt, jetzt hörte er ihre Stimmen. Vorsichtig wandte er den Kopf und spähte von seinem Versteck aus hinüber, deutlich konnte er sie beobachten, wie sie langsam nebeneinander gingen, langsam, ganz langsam.

Und nun, warum blieben sie plötzlich auf dem menschenleeren Wege liegen? War es nötig, daß der Kandidat Mines beide Hände nahm? Hatte er an der einen noch nicht genug?

Das Herz krampfte sich ihm in der Brust zusammen, als er hinsah.

Nein, er wollte nicht mehr hinsehen, nicht wieder hinsehen!

Er preßte den Kopf ins Heidekraut, ballte die Hände und biß die Zähne aufeinander, um das Weh niederzukämpfen, das in ihm erwacht war, heiß und brennend wie eine Kohle, von der man die Asche fortgeblasen.

Eine Stunde später kletterte er auf der kleinen Station bleich und verstört in den Zug, der ihn mit hellem Bim-Bim-Bim-Bim über die Heide davonführte, der Heimat zu.

Weh zum Sterben war ihm, als er in dem kleinen, verräucherten Abteil saß, in dem durcheinanderschwatzende und gankende Bauern sich laut und wichtig über die Schweinepreise und den Ausfall der Ernte unterhielten.

Niemals würde er seines Lebens wieder froh werden. Nie!

Zu — Ende, zu — Ende, zu — Ende! ratterte ihm der Zug in die Ohren.

„Ja, zu Ende!" sagte er zu sich selbst. „Ferien und Fernträume. Zu Ende, zu Ende!"

Und wußte nicht, daß es kein Ende, daß es nur ein Anfang war, begriff nicht, daß es seine Jugend war, die in ihm wachgeworden, daß er in dem ersten Schmerz und der Torheit dieser Ferientage nur den Preis bezahlte, mit dem er sich den Weg in das Paradies erschloß, in dem die Früchte unseres Lebens reifen, ahnte nicht, daß aus demselben Quell, aus dem das bittere Weh seines jungen Herzens emporquoll, einmal auch die Freuden steigen würden, die das Leben mit geduldiger Hand für ihn bewahrte.

Ausmarsch.

„Drei rote Rosen für dein Gewehr!" —
Wie schreitet mein Liebster so stolz daher,
So hell blickt sein Auge, so flühlern sein Mut, —
Nun nehm ihn der Herrgott in gnädige Hut!

„Drei rote Rosen für dein Gewehr!" —
O weehe, wie wird mir das Herz so schwer, —
Doch die Zähne zusammen und nicht geklagt,
Daß nur mein Trauter um mich nicht zagt.

„Drei rote Rosen für dein Gewehr!" —
Die Trommeln wirbeln, der Marsch wird leer,
Noch ein letzter Gruß, — die Musik verklingt, —
Ob einst sie den Sieger mit wieder bringt? —
Dann rote Rosen für sein Gewehr!

E. G. Fromm (in der Ciller Kriegsztg.).

Die schnelle Heilung.

Skizze von H. v. Mühlenfels.

Heinz Mendel hätte besser daran getan, jenen letzten Sonntag, der ihm vor dem Ausrücken ins Feld freigegeben worden war, nicht dazu zu benutzen, sein Heimatstädtchen noch einmal aufzusuchen.

Die Eltern waren gestorben, und der Bruder, der mit seiner jungen Frau im väterlichen Anwesen saß, hatte ihn nicht besonders zu einem Abschiedsbesuch aufgefordert; denn bei der Verteilung der Erbschaft war Heinz bedeutend schlechter weggekommen als der ältere Bruder, und seit jener Zeit war es mit der Freundschaft zwischen beiden nicht mehr sonderlich gut bestellt.

Er überlegte auch eine ganze Nacht lang sehr angestrengt, ob er in die Heimat fahren sollte, und hatte sich am Morgen zu dem Entschluß durchgerungen, in der Garnison zu bleiben. Aber der Tag lag lang und öd vor ihm, und in seinem Herzen lebte immer noch eine kleine Hoffnung. Heinz Mendel hatte sich zwei Jahre lang dem süßen Traum hingegeben, daß die Tochter des Ortsschulzen seine große, tiefe Liebe, die er zu ihr hegte, erwiderte, und wiewohl sein Verstand ihm immer gesagt hatte, daß dieses hübsche und sehr angesehene Mädchen ganz andere Freier als ihn haben konnte, war doch genug von ihrer Seite geschehen, um ihn in seiner Hoffnung, sie dereinst zu besitzen, zu bestärken.

Gleich im Anfang ihrer Bekanntschaft — denn der Schulze war noch nicht lange ins Städtchen gekommen — hatte sie ihn bei jedem Fest bevorzugt, hatte ihm bei jeder Gelegenheit von der geliebten toten Mutter und deren Güte und von der Strenge und Härte des Vaters erzählt; hatte ihm gesagt, daß sie einmal ganz ohne Rücksicht auf den Stand nur den heiraten würde, zu dem ihr Herz sie trieb, und hatte ihm einmal in einer heimlichen, erregten Minute die Lippen zum Kuß gereicht.

Von diesem Tag an war in den beiden bis dahin etwas verträumten Heinz Mendel ein brennender Ehrgeiz erwacht. Er wollte etwas werden; er wollte zu Geld und Rang kommen, damit sie nicht nötig hätte, zu ihm herabzusteigen, wenn er ihr die Hand bot. Und da er wußte, daß der Schulze es übel aufgefaßt hatte, daß er seinen Beruf als Lehrer aufgegeben hatte, um zur Landwirtschaft zu gehen, ließ er die Landwirtschaft wieder fahren und bemühte sich um eine Lehrerstelle; denn er hatte seine Examina mit besonderer Belobigung bestanden.

Es dauerte aber eine geraume Weile, bis es ihm gelang, in dem Beruf, den er zur Seite geworfen hatte, wieder festen Fuß zu gewinnen, und als sich ihm endlich die Aussicht auf eine gute Stelle eröffnete, da waren zwei große Ereignisse gekommen. Das erste davon war, daß die Eltern ganz schnell nacheinander starben, und daß ihm vom Bruder nur ein sehr geringes Erbteil ausgezahlt wurde. Vielleicht hätte er durch eine Klage größere Gerechtigkeit erzwingen können; aber der Gedanke, gegen den eigenen Bruder zu klagen, war ihm so erschreckend, daß er sich darüber seines äußeren Vorteils verzichtete.

Das Schlimmere aber war das zweite Ereignis. Der Schulze hatte seine Tochter vermocht, einem reichen jungen Kaufmannssohn aus der Nachbarstadt ihr Jawort zu geben.

Das hatte Heinz nicht durch sie selbst erfahren, sondern es war ihm von guten Freunden hinterbracht worden. Er lächelte liegesicher, als er zuerst davon hörte, schrieb ihr einen Brief und war bestürzt, als er keine Antwort erhielt. Er schrieb wieder und wieder — immer vergeblich!

Heinz Mendel hatte das Gefühl, daß das Leben für immer allen Wert für ihn verloren habe; er ging wochenlang wie im Traum umher. Er nahm wohl die Stelle, um die er sich so eifrig bemüht hatte, an — aber er erfüllte sein Amt ohne Liebe, ohne Interesse.

Nichts in der Welt gab es mehr, was Bedeutung für ihn gehabt hätte; alles war leer und öde, und die Nächte, in denen er sich schlaflos auf seinem Lager wälzte, waren voll namenloser Bitterkeit und Verzweiflung.

Für diese mochte der Krieg, der plötzlich die Welt erschütterte, ein großes Unglück bedeuten; für ein so bedrängtes Herz aber wie das seine konnte es gar keine bessere Lösung geben.

Die ungeheure Anstrengung des ungewohnten Dienstes tat ihm wohl; der Körper war am Abend zu Tode ermattet, und wenn er nachts auf seinem harten Lager ruhte, kam kein böser Gedanke mehr an ihn heran. Er lebte nur noch körperlich in dieser Zeit, und es war seltsam, welch große Veränderung auch äußerlich mit ihm vor sich ging.

Aus dem allzu schlanken, vornübergeneigten Menschen wurde ein straffer Soldat; die Schultern breiteten sich — das Gesicht bekam eine gesunde Färbung, und die Augen wurden klar und jung. Die Leute sagten zu ihm: „Ja, was die Uniform nicht tut!" Aber in Wirklichkeit war es nicht die Uniform, die ihn verschönte, sondern er war in der Zeit erst jetzt zum Mann geworden; sein Körper hatte sich erst jetzt zu voller Blüte entwickelt. — Das Herz war nun ruhiger — die Gedanken hatten eine andere Richtung eingeschlagen, und Heinz Mendel fühlte mit Stolz, daß er nicht der schlechteste Kämpfer für Deutschlands Ehre sein würde.

Da kam jener unglückliche Urlaubstag, der dem Ausrücken voranging — und es kamen die Gedanken an die Heimat und mit ihnen die Erinnerungen an die, die soviel Verzweiflung und Trostlosigkeit in sein Leben gebracht hatte.

„Und wenn es es wirklich nicht für mich ereignet. Der Vater ist ganz plötzlich anderen Sinnes geworden. Er sah und fühlte, daß ich zugrunde gehen würde, wenn er mich zu der Heirat mit dem andern zwang. Ach Heinz, dieser furchtbare Krieg und all der namenlose Jammer, von dem man täglich liest, mag sein Herz weich gemacht und ihm gezeigt haben, daß Geld nicht den höchsten Wert auf Erden besitzt. Und als wir Dich eines Tages unter den Schwerverwundeten aufgeführt fanden, als ich vor Schmerz laut aufschrie und erklich den Mut fand, ihm zu sagen, daß ich lieber in den Tod ginge, als den, den ich nicht lieben konnte, zum Manne zu nehmen, da war er ganz still, war wie gebrochen, und am nächsten Morgen sagte er: „Du kannst tun, was Du willst. Du bist frei — ich habe Deinem Verlobten alles geschrieben!"

O Heinz, und dann fing dieses Suchen an, bis wir erfuhren, in welchem Lazarett Du lagst! Nun aber weiß ich alles, und ich wäre gleich zu Dir gereist, wenn Vater nicht die Angst hätte, eine Ueberraschung möchte Dir schaden — —."

Was war plötzlich mit dem Kranken, der so sich und eilend dagelegen hatte, gescheben? Aufgerichtet saß er im Bett; in die Wangen war ein tiefes Rot gestiegen, und die Augen leuchteten.

„Schwester", sagte er mit vor Erregung zitternder Stimme, „Schwester, der Arzt hat doch schon vor 14 Tagen davon gesprochen, daß das Bein als geheilt anzusehen ist. Glauben Sie, daß ich reisen kann, Schwester?" Und die Augen hingen angstvoll fragend an den ihren.

„Reisen?" sagte sie, „nein, zum Reisen ist der Körper wohl noch zu schwach. Aber jeden Tag ein paar Stunden aufstehen! Und gut essen und trinken. Dann wird es bald werden. Und wenn Sie Besuche empfangen wollen — das geht auch!" Und da kam es wie Schluchzen aus seiner Kehle.

„Besuch empfangen! Liebe Schwester, würden Sie einen Brief für mich schreiben? Ich habe so lange nicht geschrieben, und die Hände zittern mir so sehr!"

Die Schwester schrieb mit tausend Freuden, was der Kranke ihr diktierte. Zwei Tage später kam der sehnlich erwartete Besuch und ganz kurze Zeit darauf wurde der Patient, dessen Körper so sich gewesen war, als geheilt entlassen mit dem Rat, sich noch für eine ganze Weile zu schonen und zu pflegen.

Und ob auch in der Welt der Krieg weiter tobte, ob Deutschlands Söhne immer noch Ströme von Blut fürs Vaterland hergeben mußten — und den Herzen von zwei jungen Menschen, die viel gerungen und gelitten hatten, lebte doch ein großes, ein ganz namenloses Glück.

Das steife Bein und das Eiserne Kreuz, das war ihr Stolz; und wenn der Schulze vielleicht doch gar manches an dem Schwiegersohn auszusetzen gehabt hätte, so oft er den Vergleich zog zwischen jenem, der in der Zeit, da Deutschland in Not war, hinter seinem Ladentisch stand, und zwischen diesem hier, der das steife Bein und das Eiserne Kreuz hatte, so oft neigte er den Kopf und fühlte es dem Mädchen nach, daß das Herz sie zum Helden und nicht zum Krämer gezogen hatte.

Wichtige Feldpost.

Auf d' Feldpostkart bloß so zum Scherz
Mialt heut' der Hans a großes Herz
Und schickt es seinem Cieserl zu:
„Wies ist mei Herz, und drin bist du!"

Und d' Cieserl mallt als Antwort sei
A Herz, des soll das ihre sei.
Zum Herzensfenstern, ei der Daus,
Do guckt der feldgrau' Bursel raus.

Des hat da Hansel diabisch g'freut!
Dum Malz hol er heut' kei Zeit,
Er schreibt bloß schnell: „Bleib frei dei'm Gua
Und mach des Fensterl lubet zua!"

B. v. Ditmar (in der „Ciller Kriegsztg.)

Ernährung und Pflege des Säuglings und Kleinkindes.

Das Kaiserin Augusta-Viktoria-Haus zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit im Deutschen Reiche läßt folgendes Merkblatt veröffentlichen:

Mutter, stille dein Kind! Dies ist deine heiligste Mutterpflicht. Du gibst deinem Kinde damit das Beste, was es zu seinem Gedeihen braucht. Da fast jede Mutter stillen kann, wirst du es auch können. Warte ruhig ab, wenn auch nicht gleich reichlich Milch da ist. Durch beständiges Anlegen kommst du fast immer zum Ziel. Gib deinem Kinde 5—6 Mal am Tage die Brust (in drei- bis vierstündigen Pausen). Um 6 Uhr morgens bis 10 Uhr abends gib dem Kind zu trinken; in der Nacht lasse es schlafen. Stille 6 bis 9 Monate. Während des Stillens darfst du essen und trinken, was dir schmeckt. Niemals setze im Sommer ab und überhaupt nicht, ohne Arzt oder Fürsorgestelle zu fragen. Bei ihnen hole dir Rat, aber nicht bei Nachbarn und Verwandten. Mußt du zur Arbeit gehen und kannst dem Kind tagsdaß nicht nur die Brust geben, gib sie vorsichtsmäßig morgens vor deinem Weggange und abends bei der Rückkehr, denn viel besser ist Brust und Flasche, als Flasche allein. Entwöhnen darfst du dein Kind nur auf frische, gute, saubere gekochte Kuhmilch (oder Ziegenmilch). Arzt und Fürsorgestelle werden dir eine gute Bezugsquelle der Milch nennen. Bei künstlicher Ernährung darfst du dem Kind nicht mehr als fünf Mahlzeiten geben, in der Flasche nicht mehr als 200 Gramm, am Tage nicht mehr als 1 Liter. Hast du die Milch gekocht, koche sie sofort 3 Minuten in einem Topf ab. Diesen decke mit einem Deckel zu und setze ihn in kaltes Wasser, das du oft wechselst; nur so bleibt die Milch fast unverdorben. Nun besser zur Aufbewahrung der Milch sind Eisschrank oder Kühlküste. Unmittelbar vor dem Gebrauch gieße die vorgeschriebene Milchmenge in eine leicht sauber zu haltende Flasche. Du darfst nur Flaschen benutzen, in denen der Inhalt genau abgemessen werden kann (durch genaue Einteilung in 10, 20, 200 Gr. (ccm)). Als Flaschensauger nimm einfache, mit Koch versehene Gummiprüchen. In diese darfst du nichts hineinnun. Flaschen und Sauger halte peinlich sauber. Fülle jede Flasche nach der Mahlzeit sofort mit Wasser, reinige sie mit Flaschenbürste und Soda und spüle sie mit gekochtem Wasser nach. Den Sauger reibe nach jedem Gebrauch mit Soda aus, reinige ihn mit heißem Wasser und bewahre ihn in sauber zugedeckten Gefäßen. Halte dir, wenn möglich, soviel Flaschen und Sauger, als das Kind Mahlzeiten bekommt. Niemals darfst du an dem Sauger lecken. Den Geschmack der Nahrung mußt du an einer auf den Handrücken getropften Menge prüfen. Zur Fertigstellung der richtigen Wärme halte die gut geschüttelte Flasche ans Augenlid. Darüber, welche Nahrungsmischung du in die Flasche geben mußt, frage deinen Arzt. Allgemeine Regeln lassen sich nicht aufstellen.

Gewöhnlich gibt man im ersten Monat einen Teil Milch und zwei Teile Wasser, im zweiten bis dritten zur Hälfte Milch und zur Hälfte Wasser, im vierten bis sechsten zwei Teile Milch und einen Teil Wasser oder Haferschleim. In jede Flasche kommen ungefähr 1—2 Teelöffel Zucker. Vom sechsten Monat an beginnt die Beikost: Grießsuppe, Gemüse, Kartoffelbrei, Fruchtbrei.

Bade dein Kind möglichst jeden Tag! Wische dem Säugling niemals den Mund aus, da du dadurch gefährliche Verletzungen hervorrufen kannst. Augen, Ohren und Nase darfst du nicht im Badewasser, sondern mußt sie mit besonderem Wasser und Wattenstäbchen nach dem Bade reinigen. Verboten sind dazu alle harten Gegenstände, wie harte Tücher, Ohrenschwämmchen, Haarnadeln, Holzstäbchen. Lege dein Kind möglichst oft trocken. Wasche es mit lauwarmem Wasser sorgfältig und pudere es mit Kinderpuder gut ein. Gebrauche nie Kartoffel- oder Reismehl, da diese das Kind erst gerade wund machen. Bei Wundsein befrage sofort deinen Arzt. Wasche dein Kind möglichst oft die Hände und säubere und beschneide die Nägel. Nimm für dein Kind möglichst weiße Wäsche. Sie ist sauberer und nicht teurer als bunte. Lasse dein Kind Strampelfreiheit. Wickele dein Kind niemals fest ein. Lege das Gummituch nicht ganz um das Kind herum. Im heißen Sommer kleide es leicht und lasse es oft im Hemdchen liegen. Auch zu warmes Einpacken oder ein überhitzter Raum machen den Säuglingen krank, daher weg mit allen Federbetten und Wickeltischern. Ziehe dein Kind aus, bevor du es ins Bett legst.

Suche in deiner Wohnung einen sonnigen Raum als Aufenthaltsort für dein Kind aus. Laß es im heißen Sommer nicht in der Küche stehen. Verwende für die Einrichtung des Zimmers nur Gegenstände, die waschbar sind. Lüfte das Zimmer fleißig, auch im Winter. Im Sommer öffne die Fenster ausgiebig am Morgen und Abend. Für die heißen Sommermonate suche den kühlsten Platz in deiner Wohnung für dein Kind. Täglich bringe dein Kind für mindestens 1—2 Stunden an die frische Luft. Schon wenn es 3—4 Wochen alt ist, kannst du es bei günstiger Witterung, auch im Winter bei Kälte, ins Freie bringen, und zwar bequem liegend im Kinderwagen. Laß dein Kind erst sitzen, stehen oder laufen, wenn es selbst Anstalten dazu macht. Dann aber die es tuba.

Beobachte dein Kind vom ersten Lebenstage an recht genau. Wenn sich aus Augen oder Nabel eine gelblich dünne oder dickflüssige Masse entleert (Eiter), so frage sofort den Arzt. Tritt Durchfall oder Erbrechen ein, so lasse jede Nahrung bei mir frage sofort den Arzt. Bis dahin gib dem Kind nur Tee oder Wasser. Erkrankt dein Kind zu der Zeit, in der du das Durchbrechen der Zähne erwartest, an Fieber, Durchfall, Husten oder Krämpfen, so beruhige dich nicht mit dem Gedanken: „das kommt von den Zähnen", sondern frage umgehend den Arzt um Rat. Wenn dein Kind sehr blaß ist, viel schwitzt oder gar schon krumme Beinchen bekommt, so kann es an englischer Krankheit leiden und bedarf der ärztlichen Fürsorge.

Auch wenn das Kind ein Jahr alt ist, darfst du mit der Beobachtung der Gesundheitsregeln nicht nachlassen. Ernähre es dann in einfacher Weise mit gemischter Kost, ähnlich deiner eigenen, in regelmäßigen Pausen. Gib ihm nicht mehr wie ½ bis ¾ Liter Milch täglich, außerdem Gemüse, Kartoffeln, Obst (rob und gekocht) und Fleisch (täglich einmal). Gib ihm jedoch keine ungekochte Milch, kein unreifes Obst, kein rohes Schabefleisch. Gib ihm keine Süßigkeiten und Leckerbissen zwischen den einzelnen Mahlzeiten. Gib niemals alkoholische Getränke. Gib ihm auch keine sogenannten Nährmittel, wenn sie nicht der Arzt verordnet. Vermeide jede Ueberfütterung.

Bade dein Kind möglichst jeden Tag; wenn du das nicht möglich ist, wasche es jedenfalls jeden Tag einmal ganz ab. Zumindest mußt du ihm vor jeder Mahlzeit die Hände waschen und die fleißkurzgeschnittenen Nägel reinigen. Wenn die Milchzähne da sind, pflege den Mund deines Kindes sorgfältig, indem du morgens nach dem Aufstehen, mittags nach der Mahlzeit und abends vor dem Zubettgehen die Zähne des Kindes mit einer weichen Bürste und Wasser reinigst, denn die sorgfältige Pflege und Reinigung der Zähne ist für das Wohlergehen des Kindes von größter Wichtigkeit. Laß dein Kind nicht auf schmutziger Erde, auf Fußboden, Treppe, Hausflur herumkriechen, sondern richte ihm ein gut gesäubertes, abgegrenztes Plätzchen her.

Die Kleidung sei im Sommer möglichst leicht und lose. Im Winter sollst du dein Kind nicht durch zu warme Kleidung verwöhnen.

Das Spielzeug deines Kindes sei möglichst einfach und abwaschbar. Bringe dein Kind möglichst viel an die frische Luft. Licht und Sonne sind dem nötig. Lüfte auch möglichst viel das Zimmer des Kindes.

Beobachte dein Kind recht genau, damit du jede Krankheit sofort erkennst und vom Arzt behandeln lassen kannst.

Gewöhne dein Kind daran, sich in den Hals sehen zu lassen. Auch Hautausschläge, sie sind noch so geringfügig, und Drüsenanschwellungen bedürfen ärztlicher Behandlung. Bei Erkrankung der Zähne frage den Zahnarzt. Achte besonders auch auf Augen (entzündete Augen) und Ohren (Ohrenlaufen), damit dein Kind nicht blind oder taub werde. Bei großer Sorgfalt in der Ernährung und Pflege, bei rechtzeitiger Behandlung von Krankheit wirst du die Freude haben, dein Kind gesund einschulen zu können.

Durch die in der Gewerbeordnung und Reichsversicherungsordnung festgelegten Bestimmungen wird der wenig bemittelten Frau gesetzlicher Schutz und Unterstützung während der letzten Wochen der

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191508150/fragment/page=0002